

wir haben gar keine äusseren Gründe der uns 15  
 zur Dabehung dures. Trübsen helfen kürzten,  
 es wurde zuerst in der Tabu gedruckt, und keine  
 literarischen Nachrichten geben uns eigene  
<sup>aus dem Jahr 1604 als das die erste Ausgabe war, wo es dann im Jahr 1609</sup>  
<sup>als die zweite Ausgabe war, wo es dann im Jahr 1616</sup>  
 die beiden Stellen <sup>die</sup> <sup>erste</sup> <sup>war</sup> <sup>schon</sup> <sup>sagt</sup>  
 eine Schmeichelei für Jacob T. Abney um gegen  
 Lehrsinge der Volkshaupten sein sollen, haben  
 viele Wahrscheinlichkeit für sich und es geht da  
 die unähnlichkeit <sup>wo er zuerst</sup> sich <sup>erst</sup> <sup>auf</sup> <sup>eine</sup> <sup>Person</sup> <sup>be-</sup>  
 ziehen, wir ~~erwähnen~~ <sup>erwähnen</sup> <sup>das</sup> <sup>führt</sup> <sup>uns</sup> <sup>in</sup>  
 den Jahr 1604 bald nach dem feierlichen Beginn  
 in London, wo zuerst eine meiste von Volk  
 Volksgewähl zu London gehalten hat. Dies ist aber  
 nur ein nachgefundenes Indizium nachdem  
 man mit Recht auch dem Gedanken Inhalt  
 der Gedankenrichtung des Dichters, aus seiner  
 Versbehandlung von allein aus seinem Phile  
 es mit Kurz nach Heunel, kurz nach der Neu bear-  
 bestung von All's will that ends well und gleich  
 zeitig mit All's will that ends well und gleich  
 letzten verbunden es das eigen thümliche Phänom.  
 lung des Philes. Shakespeare spricht hier, als wenn er  
 nur mit Mühe der Ueberfülle der andringende

Abb. 36  
 Handschriftlicher Entwurf Gotheins für einen Vortrag über Shakespeares „Measure for Measure“ (Kat.Nr.  
 III.3d)

### III. „Dies Arbeiten selbst ist etwas so beglückendes“ – das Gesamtwerk

#### III.1

(Abb. 37)

„*Liebling Keats*“ – erste literaturwissenschaftliche Studien über die englischen Romantiker

a) Marie Luise Gothein: William Wordsworth. Sein Leben, seine Werke, seine Zeitgenossen, Halle a.S.: Niemeyer, 1893

UB Heidelberg, G 8299-3 RES::1-2 (☞)

b) Marie Luise Gothein: Zu Keats' Gedächtnis, in: *Anglia*. Zeitschrift für englische Philologie, 18 (1896), S. 101–112

UB Heidelberg, F 729 A::18.1896 (☞)

c) Marie Luise Gothein: John Keats. Leben und Werke, Halle a.S.: Niemeyer, 1897

UB Heidelberg, G 8348-14::1-2 (☞)

d) Eberhard Gothein: Brief an Marie Luise Gothein, „[Bonn] d. 2/5 98.“

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3484,522 (☞)

e) Helene Richter: Thomas Chatterton, Wien / Leipzig: Braumüller, 1900

UB Heidelberg, F 730-2:10-12

f) Marie Luise Gothein: Brief an Eberhard Gothein, „18.5.19. Auf der Tromm“

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3487,518 (☞)

Im Band von 1894 der Zeitschrift für englische Philologie „*Anglia*“ findet sich auf einer der letzten Seiten eine kleine Werbung für ein Buch: „William Wordsworth, sein Leben, seine Werke, seine Zeitgenossen“ von M. Gothein wird in zwei Bänden in Oktavgröße für acht Mark angeboten (III.1a). Das Werk war ein Jahr zuvor erschienen, zu diesem Zeitpunkt war Marie Luise Gothein 30 Jahre alt. Im Jahr vor der Veröffentlichung, 1892, reiste die dreifache Mutter für mehrere Wochen nach England, um über Wordsworth zu forschen. Erhalten sind nur die Briefe Eberhard Gotheins, der auf ihre Fragen nach der Religionsauffassung der Romantiker seine eigenen Reflexionen, zum Beispiel über Wordsworths Theismus (Heid. Hs. 3484,387), niederschrieb.

In London traf Gothein auch den damals maßgeblichen Wordsworth-Herausgeber William Angus Knight, der sie laut eines Briefes ihres

Ehemanns als „wirkliche Kollegin“ (Heid. Hs. 3484,401) akzeptierte und dem sie in ihrem Vorwort für seine „persönliche freundliche Weisung“ (S. VIII) dankte und dafür, dass er ihr den Nachlass des Wordsworth-Chronisten Henry Crabb Robinson zugänglich gemacht hatte.

Mit der Beschreibung von Wordsworths Leben und der Übersetzung ausgewählter Werke verfolgt Gothein das Ziel, den Dichter, der „jenseits des Kanals so begeistert verehrt wird, auch bei uns nach Möglichkeit einzubürgern“ (S. III). In ihrer Vorrede stellt sie fest, dass Wordsworth im Gegensatz zu seinen britischen Zeitgenossen wie George Byron, Percy Bysshe Shelley oder Samuel Coleridge in Deutschland nur wenig bekannt sei. Ihr Buch stelle den Versuch dar, „diese Lücke einigermaßen auszufüllen“ (S. VI). Die Aufnahme des Werkes zeigt, dass sie ihr Ziel erreicht hat, so schrieb etwa Carl Bömig 1906: „Dennoch zeigen einige Werke aus neuerer Zeit [...] besonders von Gothein, dass Wordsworth auch einem deutschen Gemüte zugänglich gemacht werden kann“ (S. 83). Eine kleine Anthologie von Wordsworth-Gedichten von 1897, die aus der Beschäftigung mit dem Dichter in einer Zürcher Kantonsschule entstanden ist, greift selbstverständlich auf Gotheins Übersetzungen zurück.

Auch ihr zweites Buch, jenes über den englischen Romantiker John Keats, wird ein vielbenutztes Lehrbuch. Unter dem Titel „John Keats: Leben und Werke“ veröffentlichte sie 1897 eine Biographie des Dichters. Als Eberhard Gothein 1904 seinen Lehrstuhl an der Universität Heidelberg antrat, berichtete er von seinem Besuch in der Bibliothek: „Übrigens habe ich mich überzeugt, daß Dein Wordswortht [sic] u. Keats zu den gelesensten Büchern gehören. Der Keats ist ganz abgegriffen und geht fast aus dem Leime“ (III.1c).

Für ihren „Keats“ stand ebenfalls das Motiv, ihn in Deutschland bekannter zu machen, im Vordergrund. Dazu veröffentlichte Gothein ein Jahr vor dem Erscheinen des Werks einen Artikel in der Zeitschrift „*Anglia*“ aus Anlass

des einhundertsten Geburtstags von John Keats (III.1b):

„Lange aber will die zeit [sic] währen, daß auch wir hier in Deutschland kenntnis nehmen von dem hochbegabten jungen dichter, noch immer ist es nur ein kleiner kreis von liebhabern und studierenden der englischen litteratur, denen sein name und seine werke vertraut sind.“ (S. 102)

„Zu Keats Gedächtnis“ fügte sie eine Übersetzung von dessen 42 Strophen umfassendem Gedicht „The Eve of St. Agnes“ an und stellte ihren Lesern den Romantiker als ein „verspätetes kind der renaissance“ (S. 101) vor. Zu dieser Übersetzung äußerte sich der Anglist Josef Schick positiv gegenüber Eberhard Gothein, der dies seiner Frau wiederum nach England schrieb, wo sie für die Vorbereitung des Keats-Buches forschte: „Er [Schick] ist sehr entzückt über deinen St. Agnes Abend [...]“ (Heid. Hs. 348 ,482).

„John Keats. Leben und Werke“ zeichnet sich – ähnlich wie ihr Buch über Wordsworth – durch eine Fülle von sinnfälligen Anekdoten aus dem Leben des Dichters aus, welche die Entstehungsprozesse seiner Werke erklären sollen. Gothein verfolgt das in ihrem Aufsatz angesprochene Renaissance-motiv und führt die These des an antiken und englischen Klassikern gebildeten Dichtergenies stringent durch: „In diesem Geiste erfasste auch Keats die Antike; der Spiegel aber, in dem er dieses Wunderland sah, war die elisabethanische Dichtung“ (S. 116). Zudem bemüht sie sich darum, aus den historischen Fakten psychologische Studien ihrer Subjekte zu entwickeln und deren Charakter in Bezug auf deren Werk zu ergründen. Bei beiden Dichtern spielte deren Umfeld eine hervorragende Rolle, die Beziehungen und Inspirationen zwischen den englischen Romantikern sind auch Gotheins Gegenstand, speziell beim „Wordsworth“ geht es ihr darum, „seine Gestalt in seine Zeit hineinzustellen“ (S. VI).

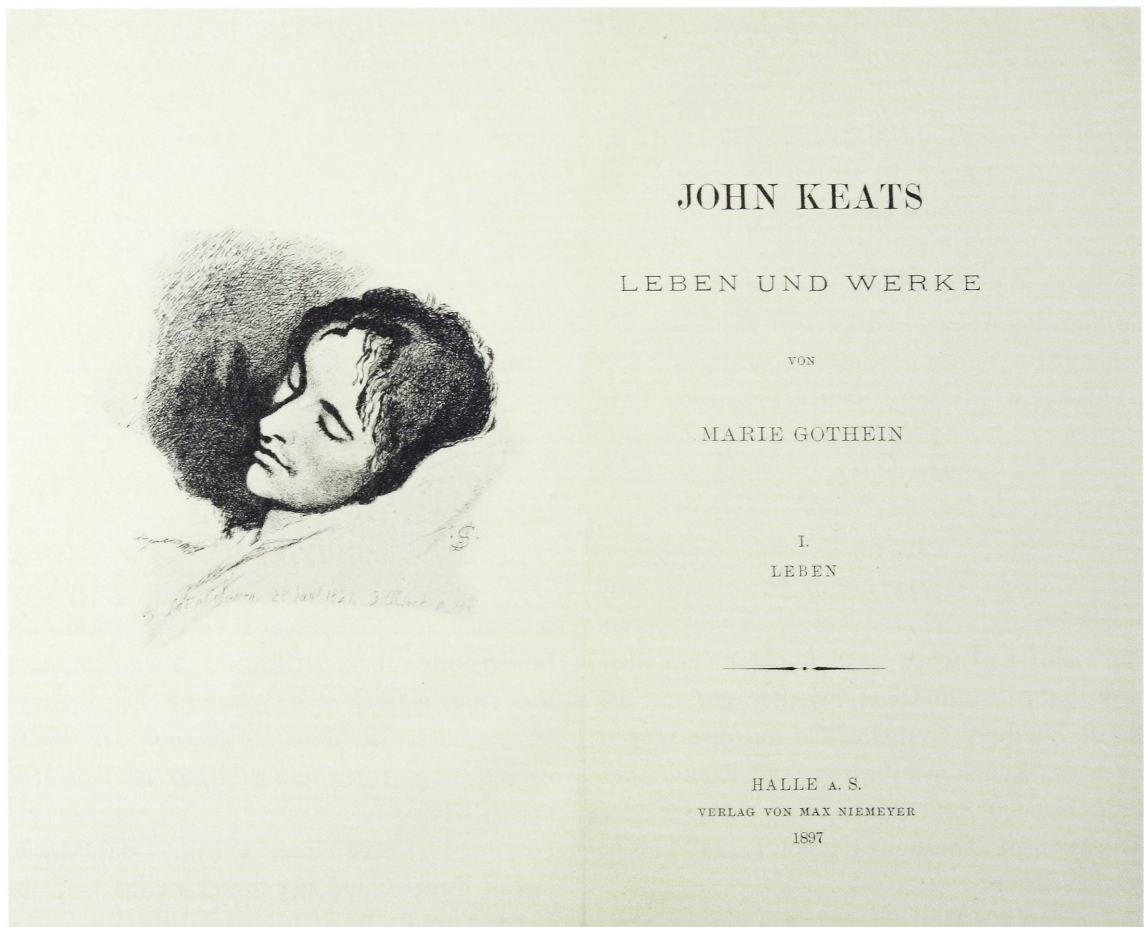


Abb. 37  
Frontispiz und Titelblatt zur Biographie über John Keats und Übersetzung seiner Werke (Kat.Nr. III.1c)

So ergab sich aus ihrer Beschäftigung mit Wordsworth und Keats ein weites Forschungsfeld, das sie auf ihren Forschungsreisen in England 1896, 1898 und 1900 weiter bestellte. Schon aus Eberhard Gotheins Briefen von 1896 geht hervor, dass sie anfangs sich mit der englischen Renaissance als Basis ihrer Literaturstudien auseinandersetzen (Heid. Hs. 3484,496). Sobald der „Keats“ jedoch veröffentlicht war, wandte sie sich dem jung gestorbenen Idol der Romantiker Thomas Chatterton zu. Dazu reiste sie 1898 in dessen Heimatstadt Bristol, wo Eberhard Gothein wieder mit großer Anteilnahme ihre Studien verfolgte und brieflich begleitete. In einem Gedicht an seine Frau, deren Korrespondenz sich auch von dieser Reise nicht erhalten hat, schrieb er über Chattertons Schicksal: „*War er ein Opfer seiner selbst? Der Zeit? Der schnöden Welt? Wer mag die Zeichen künden? Wer mag des Schicksalknotens Lösung finden?*“ Seine Antwort im selben Brief: „*the distinguished lady Mary Gothein oder vielmehr ‚mein liebes, kleines Weibchen‘*“ (III.1d).

Der „Chatterton“ findet sich jedoch nicht als Fortsetzung in der Serie von Gotheins Romantiker-Bearbeitungen, denn mit der Veröffentlichung über dieses Thema kam ihr die österreichische Anglistin Helene Richter im Jahr 1900 zuvor (III.1e). Dass Gothein dies als ‚Wegschnappen‘ empfand, geht aus einem Brief ihres Mannes hervor (Heid. Hs. 3484,583). Gothein bündelte ihr Wissen für eine Darstellung der „Chatterton-Literatur“ und eine geharnischte Rezension über das Werk der Konkurrentin im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen“:

„*Helene Richters Biographie zeigt auch einige Ansätze dazu, Chatterton in seiner Zeit als Dichter des 18. Jahrhunderts darzustellen, doch ließe sich hier noch viel mehr sagen. Was aber die kritische Behandlung der biographischen Quellen anbetrifft, läßt die Verfasserin alles zu wünschen übrig; auch hier wird die Kritik zugunsten der romantischen Ausmalung des Bildes unterdrückt und das vorhandene Material gläubig als echte Quelle benutzt.*“ (S. 30)

Nach diesem abrupten Ende ihrer Arbeit an den Romantikern streute Gothein ihr Interesse wei-

ter, sie kehrte nicht mehr zu dem Vorhaben zurück, einen einzelnen Dichter zu behandeln, wie sie es bei Wordsworth und Keats getan hatte.

Für die Gartenkunstgeschichte war die Konkurrenz zwischen Gothein und Richter, die parallel mit Gothein auch über Mary Wollstonecraft und Percy Bysshe Shelley gearbeitet und über diese Autoren auch veröffentlicht hatte, ein Glücksfall. Während Richter weiter über die englische Romantik arbeitete und 1911 eine zweibändige Geschichte darüber veröffentlichte, wandte sich Gothein der Kultur und Kunst Englands zu und fand hierüber den Einstieg in ihr großes Forschungsprojekt.

Den Romantikern blieb Gothein jedoch zeitlebens verbunden. Sie übersetzte die Sonette der Lyrikerin des 19. Jahrhunderts, Elizabeth Barrett Browning (siehe III.2), am Ende ihres Lebens forschte sie noch einmal neu zu Keats und fertigte Neuübersetzungen an, vor allem aber finden sich immer wieder Vergleiche mit der romantischen Naturauffassung der Engländer in Briefen. Selbst während ihrer griechischen Reise im Jahr 1911 wurde sie an Keats erinnert: „[...] *die Kinder kommen dann, grüssen und bringen dann Sträusse mit Blumen besonders Büschel von Basilikumkraut, das berauschend duftet – Keats Isabelle denkend!*“ (Heid. Hs. 3487,361) (siehe IV.4). Und als 56-Jährige, bei einem Erholungsaufenthalt auf der Tromm im Odenwald, schrieb sie an ihren Mann:

„[...] *nun sitze ich neben einem Rapsfeld, das unwahrscheinlich intensive Gold fängt meinen Blick immer wieder, im Wind tanzen und nicken sich die Blüten zu ‚and dances with the daffodils‘ – aber so golden können Wordsworth daffodils nicht gewesen sein – und rings um blühende Bäume kleine verstreute Bauernhäuser, dunkle Tannenwäldchen und rings der Kranz der blauen Hügel, darüber aber ein Himmel von einer Klarheit und Reinheit, wie ich ihn Monate ganz vergessen [...]*“ (III.1f)

Karin Seeber

Lit.: BAUMGARTNER 1897; BÖMIG 1906; EVEREST 2006; GILL 2010; GOTHEIN 1903; GROOM 2004; LEBEDEWA 2007; RICHTER 1897; RICHTER 1898; RICHTER 1911–1916; WILLIAMS 2009.

## III.2

(Abb. 38)

„Eine Uebersetzung ist doch etwas sehr persönliches“ – Marie Luise Gothein in der Tradition großer Übersetzerkunst

a) Elizabeth Barrett Browning: Sonette nach dem Portugiesischen. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Gothein. Mit Buchschmuck von Fritz Hellmut Ehmcke, Leipzig: Diederichs, 1903

UB Heidelberg, G 8367-25 RES (☺)

b) Elizabeth Barrett Browning: Sonnets from the Portuguese. With photographic Illustrations by Adelaide Hanscom Leeson, London: Harrap, ca. 1916

UB Heidelberg, 89 A 10396 KDR (☺)

c) Rabindranath Tagore: Gitanjali / Hohe Lieder. Nach der von Rabindranath Tagore selbst veranstalteten englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Marie Luise Gothein, Leipzig: Kurt Wolff Verlag, 1914

UB Heidelberg, G 1807-6 A (☺)

d) William Shakespeare: Cymbelin. Nach der Übertr. Dorothea Tiecks bearb. von Marie Luise Gothein, Leipzig: Insel-Verlag, 1922

UB Heidelberg, 2013 C 3085 RES (☺)

e) William Shakespeare: Romeo und Julia. Textrevision nach August Wilhelm Schlegel. Anmerkungen und Nachwort von Marie Luise Gothein, Leipzig: Insel-Verlag, 1923

UB Heidelberg, 2013 C 4688 RES (☺)

f) William Shakespeare: Viel Lärm um nichts. Aufgrund der Baudissin-Tieckschen Übertragung bearbeitet von Marie Luise Gothein, Leipzig: Insel-Verlag, 1925

UB Heidelberg, 2013 C 4689 RES (☺)

g) Marie Luise Gothein: Brief an Eberhard Gothein, „Dahlem d. 14.1.20.“

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3487,556 (☺)

Marie Luise Gothein hatte als Übersetzerin – gemessen an der Auswahl ihrer Originalwerke – einen hohen Anspruch. Von ihren ersten Übertragungen der englischen Romantiker William Wordsworth (1893), John Keats (1897) (siehe III.1) und der viktorianischen Dichterin Elizabeth Barrett Browning (1903) angeregt, befasste sie sich früh, schon Ende des 19. Jahrhunderts, mit der englischen Renaissance, mit Shakespeare und seinen Werken. Erst in den 20er Jahren bearbei-



Abb. 38

Titelseite mit Schmuckelementen zu Gotheins Übersetzung der „Sonette nach dem Portugiesischen“ von Elizabeth Barrett Browning (Kat.Nr. III.2a)

tete sie dann drei seiner Dramen für eine Ausgabe des Insel-Verlages. In den Jahren dazwischen, von 1904 bis 1914, war sie hauptsächlich mit der Arbeit an der „Geschichte der Gartenkunst“ beschäftigt, obwohl sie es sich auch während dieser Zeit nicht nehmen ließ, einen indischen Dichter, Rabindranath Tagore, vom Englischen ins Deutsche zu übersetzen. Ihre Übersetzung von „Gitanjali“ erschien 1914, im gleichen Jahr wie ihr Hauptwerk über die Gartenkunst. Mit ihrem Interesse für den Inder Tagore knüpfte sie an den ersten deutschen Shakespeare-Übersetzer August Wilhelm Schlegel an, der auch indische Literatur ins Deutsche übertrug – wobei dieser direkt aus dem Sanskrit übersetzte. Gothein lernte ab 1920 Sanskrit, um tiefer in die indische Kultur eindringen zu können.

Die Übersetzung der „Sonnets from the Portuguese“ (1850) von Elizabeth Barrett Browning, reiht sich in Gotheins Beschäftigung mit den englischen Romantikern verschiedener Generationen ein. Barrett Browning war bekannt mit William Wordsworth, korrespondierte mit dem Maler Benjamin Robert Haydon über John Keats,

unterhielt Briefkontakt mit dem Kunstkritiker John Ruskin und las die feministischen Werke von Mary Wollstonecraft – alles Autoren, mit denen sich auch Gothein befasste, wie Publikationen und die Korrespondenz mit ihrem Ehemann belegen.

Der Übersetzung der Gedichte gingen zwei Aufsätze in den „Preußischen Jahrbüchern“ im Jahr 1902 voraus, in denen Gothein das Leben der Dichterin und ihres Ehemanns, Robert Browning darstellte und deren Werke einordnete. Ihr Vorwort zu den Übersetzungen „Sonette nach dem Portugiesischen“ von 1903 (III.2a) bezeugt die zu ihrer Zeit gültige Rezeption der englischen Autorin: Der Fokus liegt auf der Liebesgeschichte zwischen Elizabeth Barrett und Robert Browning, als dessen Muse sie im frühen 20. Jahrhundert betrachtet wurde; die frühe Beziehung der beiden, während der Elizabeth die „Sonnets“ an ihren zukünftigen Ehemann schrieb, stehen im Hauptinteresse und die Werbung Roberts wird als Rettung der stets leidenden Elizabeth interpretiert:

„Wir können und sollen nicht vergessen, dass die Dichterin in der Krankenstube, an die ein dunkles Schicksal sie viele Jahre gefesselt hielt, die Feder führt. In diese Krankenstube [...] war plötzlich wie ein Bote aus einer fremden Welt der Dichter Browning getreten.“ (S. 1)  
 „Der Wunsch zu leben, erwachte in der Frau [...]“ (S. o)

Auch die englisch-amerikanische Ausgabe von 1916 (III.2b) mit ihren elegisch-sphärischen Photographie-Illustrationen der amerikanischen Künstlerin Adelaide Hanscom Leeson ist in diesem Rezeptionskontext zu verorten, der sich auf die weiblichen Liebesgedichte konzentrierte und politisch-feministische Werke wie „Aurora Leigh“ (1856) außen vorließ. In ihrem Aufsatz über Barrett Browning legt Gothein jedoch eine philosophische Analyse gerade dieses Spätwerks vor und postuliert: „Aurora Leigh ist viel zu wenig gekannt in Deutschland, es ist ein Werk, das an Gedankentiefe und Schönheit den besten unserer Zeit an der Seite stehen darf“ (S. 393).

Gothein regte durch ihre Übersetzung und ihre Überlegungen eine neue Auseinandersetzung mit der englischen Dichterin an. Ob Rainer Maria

Rilke allerdings durch ihre Übersetzung zu seiner eigenen Übertragung angeregt wurde, ist strittig. Die Kritik jedenfalls unterstellte Gothein, dass sie bei der Übersetzung „mit den mannigfaltigsten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte“. Das Fazit der Besprechung in den „Monatsblättern für deutsche Litteratur“ von 1904/05 lautete: „Das Philologische überwiegt das Künstlerische“ (beide S. 332). Die Gestaltung des Buches durch Fritz Hellmut Ehmcke wurde in der gleichen Rezension jedoch gelobt. Der Buchkünstler und spätere Professor an der Kunstgewerbeschule in München war vor allem durch seine progressive Gestaltung moderner Schriften vorbildhaft; die „Sonette nach dem Portugiesischen“ zeichnen sich durch große gestalterische Nähe zu englischen Drucken der ‚Arts and Crafts‘-Bewegung aus. Auf jeden Fall kam dem aufwändig gestalteten Band nicht die Aufmerksamkeit zu, die Gothein sich gewünscht hatte, wie ein Brief an ihren Mann vom 20. Januar 1920 belegt (Heid. Hs. 3487,559).

Ihrem ersten Ausflug in den indischen Kulturkreis, der Übersetzung von Rabindranath Tagore „Gitanjali“ (III.2c), war wesentlich größere Aufmerksamkeit beschieden, denn im Jahr vor der Veröffentlichung – 1913 – war dem bengalischen Autor der Literaturnobelpreis zuerkannt worden. Gothein hatte das Buch von ihrer englischen Freundin Alice Kemp-Welch geschenkt bekommen und las eher zufällig, dann aber umso begeisterter darin, wie sie in ihren „Erinnerungen an den Sommer 1914“ schreibt. Um die Veröffentlichung im Kurt Wolff-Verlag ranken sich Mythen. Wolff selber schrieb in triumphierenden Briefen, dass das Manuskript schon vor Bekanntgabe des Nobelpreises von seinem Verlag angenommen worden sei. Ein Mitarbeiter erzählte erst 1971 der Zeitung „Die Welt“ seine Version, nämlich dass das Manuskript an dem Tag abgelehnt worden sei, an dem in der Abendzeitung die Nachricht vom Nobelpreis für Tagore erschien. Wolff sei daraufhin zum Bahnhof gefahren und habe das Manuskript aus dem großen Haufen Abendpost herausgefischt. Unabhängig davon, welche Version die richtige ist, ging der Kurt Wolff-Verlag – gedrängt durch die Zuerkennung des Nobelpreises – äußerst eilig beim Druck von Gotheins Übersetzung vor: Ei-

nige Stellen, die den Verlegern in der deutschen Übersetzung im Vergleich zum englischen Original dem Sinn nach falsch vorkamen, wurden ohne Erlaubnis der Autorin verändert. Gothein reagierte mit einer einstweiligen Verfügung gegen die Verbreitung des Buches, ihre Briefe und die Briefe Max Webers berichten von der für alle Beteiligten verdrießlichen gerichtlichen Verhandlung, die sie in erster Instanz verlor und die in zweiter Instanz mit einem Vergleich endete (Heid. Hs. 3487,405).

Bis zum Jahr 1922 trat Gothein nicht mehr mit eigenen Übersetzungen in Erscheinung. Sie beschäftigte sich aber viel mit Shakespeare, wie Aufsatzveröffentlichungen und Rezensionen, allen voran über die Shakespeare-Bearbeitungen Friedrich Gundolfs und Stefan Georges (siehe II.6) belegen. In einem Brief von 1919 berichtete Gothein jedoch von einer eigenen Shakespeare-Bearbeitung, die sich nicht unter ihren Veröffentlichungen findet:

*„Heute den Tag über habe ich Wie es Euch gefällt, den ersten Akt übersetzt, da er ganz in Prosa ist und die Schlegelsche Uebersetzung sehr gut ist, habe ich nur an wenigen Stellen die Feile ansetzen können, so ist es eine leichte und doch wieder undankbar schwere Aufgabe solch ein Stück herauszugeben, man kann so wenig eignes geben.“* (Heid. Hs. 3487,538)

Es mag sein, dass Gothein durch diese Übersetzung wieder literarisches Trendgespür bewies, denn zu Beginn des 20. Jahrhunderts arbeiteten viele verschiedene Verlage und Einzelpersonen daran, die veraltete Schlegel-Tieck'sche Übertragung in zeitgemäßes Deutsch zu kleiden. Die erste deutsche Shakespeare-Übersetzung durch Wilhelm Schlegel und seine ‚Erben‘ Johann Ludwig Tieck, dessen Tochter Dorothea und des Grafen Wolf von Baudissin galt und gilt zwar trotz ihrer hybriden Entstehungsgeschichte als Klassiker, Kritik an dieser Hybridität und der Orientierung am deutschen Klassizismus hatte aber schon seit ihrer Veröffentlichung zu immer neuen Bearbeitungen geführt, zu Gotheins Zeit schien eine sprachliche Klärung dringend notwendig. Gotheins drei Verbesserungen von Schlegel-Tiecks Shakespeare-Ausgabe – „Cymbelin“ (1922), „Romeo und Julia“ (1923) und „Viel Lärm um

nichts“ (1925) (III.2d-f) – wurden von zeitgenössischen Rezensenten wohlwollend aufgenommen, obwohl als Kritikpunkt wie bei früheren Übersetzungen Gotheins philologische Übereifrigkeit aufscheint. Eugen Killian schrieb im „Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft“ 1922: *„Die sorgfältige und sachkundige Arbeit der Herausgeberin hat den Text [...] in vieler Beziehung verbessert. [...] auch sonst hat die Übersetzung durch eine stärkere Annäherung an die besonderen Rhythmen des Originals viele schätzenswerte Veränderungen erfahren“* (S. 146).

Die spätere Forschung gesteht der Insel-Ausgabe jedoch keinen bleibenden Wert zu. Käthe Stricker urteilt 1956: *„Sie fällt recht ungleichmäßig aus, weil zu viele Bearbeiter mit verschiedenen Arbeitsweisen daran beteiligt sind“* (S. 62), das Shakespeare-Handbuch von 2000 erwähnt diese Bearbeitung nicht mehr. Hier wird der Schwerpunkt auf die sprachlichen Neuschöpfungen Friedrich Gundolfs unter dem Einfluss der George-Ästhetik gelegt, mit denen auch Gothein sich intensiv auseinandersetzte (siehe II.6).

Für Gothein waren die Shakespeare-Übersetzungen jedoch ein Anker in der unruhigen Nachkriegszeit. Ihr Brief aus Dahlem vom 14. Januar 1920 (III.2g) berichtete nicht nur von Aufständen und einem blutigen Putsch, sondern auch von ihrer Übersetzung von „Romeo und Julia“ und offenbart darin ihre Übersetzungsphilosophie:

*„Aber der ganze Zauber des Stückes umfängt mich so, daß ich doch glücklich bin durch diese Arbeit mich in alle Einzelschönheit und Geheimnisse des Rhythmus versenken kann. Man sollte alles, was man in fremder Sprache liebt „in sein geliebtes Deutsch übersetzen“, erst dann weiß man ganz was man besitzt.“*

Karin Seeber

Lit.: BLINN 1993; DEMETZ 1998, S. 88; GOTHEIN, Erinnerungen, S. 228; GOTHEIN 1902a; GOTHEIN 1902b; HEIDLER 1998, S. 547; KÄMPCHEN 2011, S. 14–18; PAULIN 2003, S. 297–305; QUARG / SCHMITZ 1995; RADICE 2004 (2012); SCHABERT 2000, S. 635–357, 836–847; STONE 2004 (2008); STRICKER 1956; WEBER 2003, S. 497f. (Brief an Friedrich Gundolf, „Hbg 1.2.14“), S. 690f. (Brief an Axel Ripke „Hdlb. 30. Mai 1914“).

### III.3

(Abb. 36, 39)

#### Von Keats bis Boethius: Aufsätze, Rezensionen und Vorträge

a) Marie Luise Gothein: Die Frau im englischen Drama vor Shakespeare, in: Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, 40 (1904), S. 1–50

UB Heidelberg, G 8070 (♣)

b) Marie Luise Gothein: Der Garten Shakespeares, in: Gartenschönheit. Illustriertes Gartenmagazin für den Garten- und Blumenfreund, Liebhaber u. Fachmann, 1 (1920), S. 8

UB Heidelberg, ZST 4720 C RES::1.1920 (♣)

c) Marie Luise Gothein: Vom Hausgarten. Erzählung, in: Wieland. Zeitschrift für Kunst und Dichtung, 2 (1916/1917), S.10–14

UB Heidelberg, B 2529-166-3 Folio (♣)

d) Marie Luise Gothein: Notizen zu „Measure for Measure“, undatiert

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3492,25 (♣)

e) Marie Luise Gothein: Die Todsünden, in: Archiv für Religionswissenschaft, 10 (1907), S. 416–484

UB Heidelberg, C 1130::10.1907 (♣)

f) Anicius Manlius Severinus Boethius: De consolationis philosophiae / Trost der Philosophie, übersetzt von Eberhard Gothein, Berlin: Verlag Die Runde, 1932

UB Heidelberg, D 6950-5 (♣)

Aus Marie Luise Gotheins Beschäftigung mit den englischen Romantikern entwickelte sich ihr Forschungsprojekt über die Geschichte der Gartenkunst. Die Anfangsjahre ihrer publizistischen Karriere von 1893 bis 1904 waren der englischen Philologie gewidmet, neben Monographien und Übersetzungen veröffentlichte sie Aufsätze über das Dichterehepaar Browning und eine Abhandlung über „Die Frau im englischen Drama vor Shakespeare“ (III.3a).

Erst im Jahr 1905 trat sie mit einem Thema an die Öffentlichkeit, das eine Verbindung von Philologie und Gartenkunst belegt: „Der Englische Landschaftsgarten in der Literatur“ ist ein Vortrag, den sie im Jahr zuvor auf dem Neuphilologentag in Köln gehalten hatte und der – laut ihrem Vorwort in der „Geschichte der Gartenkunst“ – den Grundstein für das Buch legte.



Abb. 39  
Zeichnungen von Bruno Scherz illustrieren Gotheins Aufsatz „Vom Hausgarten“ in der Zeitschrift „Wieland“ aus dem Jahr 1916 (Kat.Nr. III.3c)

Die zwei Forschungsstränge ‚Gartenkunst‘ und ‚englische Literaturwissenschaft‘ vermischten sich in der Folge wiederholt in Gotheins Werk: 1916 war „Der lebendige Schauplatz in Shakespeares Dramen“ ihr Thema, darin interpretiert sie die Naturschauplätze, die der englische Dichter beschreibt, als Resonanzböden der Figuren. Auch 1920 beschäftigte sie sich mit dem „Garten Shakespeares“ (III.3b) in der neu gegründeten Zeitschrift „Die Gartenschönheit“. In diesem Beitrag geht sie der Frage nach, wie der zu dieser Zeit von der Stadt Stratford geplante Shakespeare-Garten aussehen sollte. Auch ihr Aufsatz „Vom Hausgarten“ in „Wieland. Zeitschrift für Kunst und Dichtung“ (III.3c) aus dem Jahr 1916/17 verbindet Garten und Literatur, da sie darin hauptsächlich Goethes Beschreibungen der Gärten seiner Kindheit wiedergibt.

Ihren Kontakten zu Max Weber und Edgar Jaffé in Heidelberg war es zu verdanken, dass sie im von den beiden herausgegebenen „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ einen Beitrag über „Die Gartenkunst moderner Gemeinden und ihre soziale Bedeutung“ veröffentlichten



konnte. Darin propagiert sie explizit das zeitgenössische Ideal der einheitlichen Gestaltung von Haus und Garten und legt dieses anhand mehrerer Beispiele ihren Lesern „*als eine Selbstbesinnung für die kommende Friedensarbeit*“ (S. 886) ans Herz (siehe IV.7).

Mit ihren Besprechungen blieb Gothein auch während der Arbeit an ihrem Hauptwerk, „Geschichte der Gartenkunst“, in der Anglistik aktiv. Als Rezensentin war sie sehr kritisch und verblühte ihre Meinung nicht. Zum Beispiel gesteht sie Friedrich Gundolfs „Shakespeare in deutscher Sprache“ in ihrer Besprechung von 1909 zwar hohes „Verdienst“ (S. 365) zu, weist aber seinen Anspruch, einen neuen Stil schaffen zu wollen, als vermessen zurück und scheut sich auch nicht, von „*Vergewaltigung der deutschen Sprache*“ (S. 366) zu sprechen. Auf ihre Rezension reagierte Gundolf mit einem langen Verteidigungsbrief, der letztlich zur engen Freundschaft zwischen beiden führte (siehe II.6).

1914, im Veröffentlichungsjahr der „Geschichte der Gartenkunst“, wandte sich Gothein mit ihrer Übersetzung von Rabindranath Tagores „Gitanjali“ (siehe III.2) dem indischen, noch später dann dem asiatischen Kulturkreis zu. Sie befasste sich mit dem indischen Drama und lernte ab 1920 Sanskrit. Aus diesen Studien ist keine Publikation entstanden, nur Manuskripte wie etwa ein Aufsatz über den Kontrast zwischen Tagores und der westlichen Weltanschauung haben sich erhalten. In der ästhetisch anspruchsvollen Zeitschrift für interessierte Laien, „Die Gartenschönheit“, brachte Gothein jedoch mehrere Ergebnisse ihrer ostasiatischen Reise von 1925/26 unter (siehe III.5).

Auch als Vortragende war sie in diesen Jahren begehrt, was mehrere Manuskripte aus ihrem Nachlass belegen, etwa ihre Notizen zu einem Vortrag über Shakespeares „Measure for Measure“ (III.3d). In ihren Briefen findet sich auch eine Bemerkung zu einem Vortrag über Keats: „*Ich weiss nicht, ob ich dir sagte, dass Fränger noch vor der Abreise neu getriezt hat den Vortrag zu halten und ich ihn halb zugesagt habe*“ (Heid. Hs. 3487,515). Der Kunsthistoriker Wilhelm Fraenger hatte 1919 „Die Gemeinschaft“ gegründet, in deren Vorstand Gothein mitwirkte. Die Vereinigung richtete sich gegen den eingefah-

renen Akademismus der Universität und vertrat einen Volksbildungsansatz.

In Gotheins kleineren Publikationen und Vorträgen zeigt sich besonders deutlich, wie die Forschungsinteressen, die ihr Leben leiteten, sich oft aufeinander aufbauten und wie sie sich auch immer wieder miteinander verwoben. Ihre religionswissenschaftlichen Aufsätze stellen nur scheinbar eine Ausnahme dar, denn auch die Frage nach der Verbindung von Religion und Philosophie stellt Gothein immer wieder in ihren philologischen Untersuchungen, etwa zu den englischen Romantikern (siehe III.1) oder in ihrem 1902 erschienenen Aufsatz über Elizabeth Barrett Browning. 1906 veröffentlichte Gothein im „Archiv für Religionswissenschaft“ eine Abhandlung zu „Der Gottheit lebendiges Kleid“, 1907 folgte in der gleichen Zeitschrift ein Aufsatz über „Die Todsünden“ (III.3e). Auch hier führten persönliche Kontakte mit dem Heidelberger Herausgeber der Zeitschrift, Albrecht Dieterich, den sie vermutlich schon aus Bonner Tagen kannte, zu ihren Veröffentlichungen. Zudem agierte sie hier als externes Mitglied des Eranos-Kreises, eines Gesprächs-zirkels, bei dem ihr Mann mit anderen Professoren wie Max Weber und Ernst Troeltsch über religionsgeschichtliche Fragen diskutierte und aus dem Frauen ausgeschlossen waren. Und noch 1912 reizte sie die Frage nach Religion als Kulturdeterminante zu einer Diskussion mit einem ‚Kollegen‘:

„*Gestern Abend war ich mit Alfred Weber zusammen, er war ganz besonders nett. Hat eben einen Aufsatz oder Vortrag veröffentlicht in dem er mich bekämpft, wie er sagte, d.h. ein Gespräch, was wir vor ein Paar Jahren einmal über das Wesen der Religion, ob sie nur wie A. Weber will ein Zweig der Kultur ist, oder wie ich behauptete die Wurzel und Grundlage und Nahrung, da haben wir uns auch gestern viel darüber herumgestritten.*“ (Heid. Hs. 3487,363)

Von der Nachwelt wurde Gotheins Aufsatz als beredete Stimme in der wissenschaftlichen Diskussion wahrgenommen. Bloomfield nennt in einem Beitrag der „Harvard Theological Review“ von 1941 Gotheins Name als Autorität: „*Since*

the work of Zielinski and Gothein in the early years of this century, it has been clear that the medieval and modern teaching of the seven cardinal sins [...] had a Hellenistic astrological origin“ (S. 121). Auch Fowler nennt in den „Modern Language Notes“ von 1954 Gothein in einem Atemzug mit „earlier authorities“ (S. 289).

Die Unbekümmertheit, mit der Gothein Grenzen der wissenschaftlichen Disziplinen überwand und die positive Resonanz, die sie dabei erfuhr, führten dazu, dass als letzte Publikation ein 20 Seiten langes Nachwort zu einer Boëthius-Übersetzung ihres Mannes steht (III.3f). Eberhard Gothein hatte zeit seines Lebens daran gearbeitet und sie eigentlich als Brautgeschenk gedacht, wie Marie Luise in der Biographie über ihren Mann erzählt (S. 60) (siehe III.6). Von solch privaten Anekdoten findet sich in der posthum, 1932, erschienenen Ausgabe kein Wort, stattdessen führt Marie Luise Gothein in die Biographie, das Werk und den Denkhorizont des antiken Gelehrten ein – als hätte sie ihr Leben mit dem Studium der spätantiken Philosophie verbracht. Eine Besprechung in der niederländischen „Tijdschrift voor Philosophie“ von 1951 bemerkt: „De inleiding is eveneens met gevoel en inzicht geschreven. Op boeiende wijze worden de loopbaan en het werk van Boëthius beschreven [...]. – Die Einleitung ist ebenfalls mit Gefühl und Einsicht geschrieben. Auf packende Weise wurden die Laufbahn und das Werk von Boëthius beschrieben [...]“ (S. 126). Karin Seeber

Lit.: BLOOMFIELD 1941; BORUNTS 1951; FOWLER 1954; GOTHEIN 1902a; GOTHEIN 1916; GOTHEIN, Tagore; MAURER 2007, S. 223–231; WECKEL 2001, S. 53–78.

### III.4

(Abb. 40, 41)

„A passage to India“? – „Indische Gärten“ und die Fernostreise

a) Marie Luise Gothein: Indische Gärten, München / Wien / Berlin: Drei Masken Verlag, 1926 UB Heidelberg, K 6383-17-2 RES (☞)

b) Marie Luise Gothein: Indische Gärten, Mit einem Nachw. zur Neuausg. von Horst Schumacher. Nachdr. d. Ausg. München / Wien / Berlin 1926, Berlin: Mann, 2000 UB Heidelberg, 2000 C 1794

c) Photographie: Marie Luise Gothein mit der Familie ihres Sohnes Wolfgang im Dschungel, „Batoeraden. 24. Mai 1926 (Pfungstmontag)“ Privatbesitz (☞)

d) Marie Luise Gothein: Notizenkonvolut zu Tempelbesuchen auf Java, undatiert UB Heidelberg, Heid. Hs. 3492,9 (☞)

e) Oscar Reuther: Indische Paläste und Wohnhäuser, Berlin: Preiss, 1925

UB Heidelberg, C 6747-40 Folio (☞)

f) Constance M. Villiers-Stuart: Gardens of the great Mughals, London: Black, 1913

Universität Heidelberg, Südasien-Institut, 211 arc 63/1502 rara

1926 veröffentlichte Marie Luise Gothein ihr Buch über „Indische Gärten“ (III.4a). In diesem Jahr kehrte sie auch von ihrer Fernostreise zurück; Beschreibungen etwa eines Mogul-Gartens in Kashmir lesen sich so wie frisch erlebte Reiseberichte:

„In fünf Terrassen (Abb. 6) steigt er [der Shalimargarten] als regelmäßiges Rechteck an etwa 500 m Länge zu 200 m Breite empor. Oben hält den Besucher eine wunderbare Aussicht fest: Über das blühende Tal hinaus, mit Seen und Stadt ihm zu Füßen, erschaut er die Bergmauer des Himalaya.“ (S. 60f.)

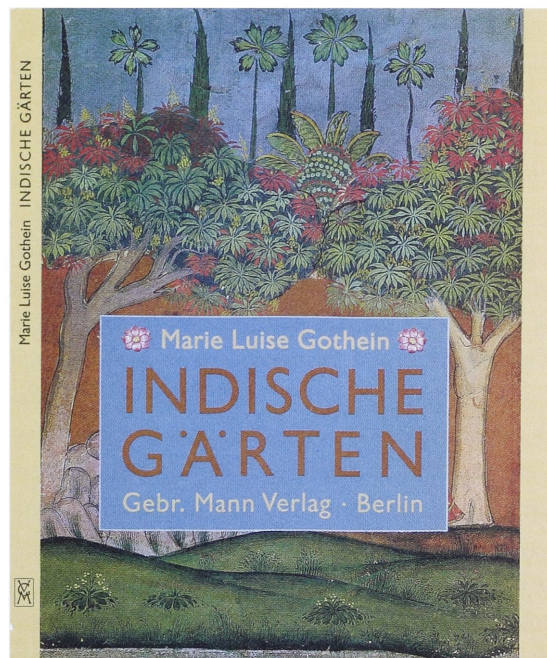


Abb. 40

Umschlag des Nachdrucks der „Indischen Gärten“ aus dem Jahr 2000 (Kat.Nr. III.4b)

Ebenso anschaulich schilderte sie verschiedene Tempelkomplexe auf dem Subkontinent:

*„Dicht zusammengedrängt, Tempel an Tempel ragend, liegen sie [die Gottesstädte] auf hohen Bergkuppen wie das Śatrunjaya bei Palitana (Tafel 5), von Hainen umgeben, oder die Tempel auf dem nahezu 1200 Meter hohen Gipfel des Parasnath, wo sich in malerischer Umgebung ein herrlicher Rundblick entfaltet, oder auf dem nicht viel niedrigeren Girnar nicht weit von Ahmedabad, der von einer großen Anzahl von Tempeln bedeckt ist, die zum Teil nur auf schwindligem Pfad zugänglich sind [...].“* (S. 25f.)

Die Zeitgenossen verstanden die Textstellen als Reisebericht und so schrieb Hans Kayser, Gartenarchitekt in Heidelberg: *„Wie ein Märchen aus ‚Tausend und eine Nacht‘, so schildert sie uns das Geschaute und Erlebte in ihrem Buche [...]“* (S. 31). Doch gibt es Zweifel daran, ob Gothein wirklich die Orte besucht hat, von denen sie so anschaulich berichtete. Immerhin liegen zwischen den genannten Bauwerken Distanzen von mehreren tausend Kilometern. Bis ins Nachwort des Neudrucks von „Indische Gärten“ im Jahr 2000 (III.4b) hält sich die Frage: *„War sie oder war sie nicht in Indien?“* (S. 7). Gotheins sechs erhaltene Reisetagebücher, ebenso wie 20 Notizbücher mit Exzerpten über fernöstliche Themen (siehe II.8 und III.5) geben keine Auskunft über Stationen auf dem Subkontinent. Ihre Route und die Art des Reisens legen nahe, dass Gothein nie einen der indischen Gärten gesehen hat, von denen sie so lebhaft Beschreibungen veröffentlichte. Gothein schiffte sich von Italien aus ein, reiste durch den Suezkanal mit kurzem Aufenthalt in Colombo (Ceylon, dem heutigen Sri Lanka) nach Java – Teil von Niederländisch-Indien, wie es zu ihrer Zeit hieß – und ließ damit den indischen Subkontinent unberührt. Auf Java besuchte sie ihren Sohn Wolfgang und dessen Familie, der in Indonesien als Tropenarzt arbeitete. Nach mehreren Monaten Aufenthalt dort ging die Schiffsreise weiter über Hongkong nach China und Japan. Ihre erhaltenen Reisetagebücher berichten nichts über den Schluss ihrer Reise. Es ist jedoch mehr als unwahrscheinlich, dass sie von Japan aus zurück nach Deutschland den Landweg

wählte und dabei die Mogul-Gärten in Delhi, Agra und Lahore, die Paläste und Tempel von Udaipur oder Ahmedabad, die mehrere tausend Kilometer trennen, studierte. Sie reiste mit dem Schiff zurück und nahm, mit einem Zwischenstopp bei der Familie ihres Sohnes, die gleiche Route wie bei der Hinfahrt. In seinem Text über Gotheins Sanskrit-Studium bestätigt der Heidelberger Indologe Heinrich Zimmer mit Bedauern, dass seine Schülerin nie in Indien war.

So greift Gothein zumindest auf Erfahrungen aus dem asiatischen Kulturkreis zurück, wenn sie in „Indische Gärten“ schreibt: *„Es gehören indische Farben dazu, um eine Vorstellung zu geben von der Wirkung dieser Marmorpavillons [von Udaipur]“* (S. 40). Denn die Landschaft, die Kunst und Kultur Südasiens studierte sie eingehend auf dieser Reise. In den Tagebüchern ihrer Fernostreise berichtet sie von Wanderungen und Besichtigungstouren mit dem Auto und zu Pferde, auch Fotos zeigen sie mit der Familie ihres Sohnes auf Ausflügen (III.4c). Ihre Notizen enthalten zum Beispiel Analysen der Grundrisse und des Schmucks eines Tempels auf dem Dieng-Plateau auf Java:

*„Tjanri Doravati [Candi Dwarawati] d. 10.7.26 morgens besucht. Er liegt ziemlich nördlich auf Zickzackwegen zu erreichen. Er muß einer der wertvollsten gewesen sein. Der äußere Grundriß ein griechisches Kreuz, die drei vortretenden Bauteile ziemlich erhalten ihn umschließen je eine spitzbogige Nische, die für sich betrachtet einer kleinen gothischen Nische ähnlich sieht [Skizze der Nische] [...].“* (Bl. 3r) (III.4d)

Dennoch bleibt die Entstehungsgeschichte ihres Buches mysteriös. Schon nach der Beendigung der „Geschichte der Gartenkunst“ 1914 fing Gothein an, sich mit exotischen Themen zu befassen, später lernte sie Sanskrit. 1921 beherrschte sie die Sprache so gut, dass sie Teile des indischen Dramas „Śakuntalā“ übersetzen konnte (Heid. Hs. 3487,579). Der erste Teil des Buchprojekts, in dem sie den indischen Garten aus frühen literarischen Quellen, wie dem Mahabharata-Epos, rekonstruierte, dürfte in dieser Zeit entstanden sein.

1919 erreichte sie die Anfrage der österreichischen Zeitschrift „Der Architekt“, einen Gartenartikel zu veröffentlichen. Sie dachte sofort an ihr bereits



Abb. 41  
Marie Luise Gothein (3. v.r.) auf einem Ausflug nach Baturaden, Java, mit der Familie ihres Sohnes und dessen Freunden, Pfingstmontag 1926 (Kat.Nr. III.4c)

vorhandenes Material und überlegte, einen zweiten Teil über die Mogul-Gärten zu ergänzen (Heid. Hs. 3487,525). 1920 suchte sie in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin nach Illustrationen für das Buchprojekt (Heid. Hs. 3487,566). 1923 riet Eberhard Gothein ihr, Beziehungen zu knüpfen, um ihre Fernreise realisieren zu können: „*Und dazu soll Dir jetzt gleich Dein Indischer Garten, von dem Du Dir statt anderem Honorars möglichst viel Exemplare verschaffen mußt, dienen*“ (Heid. Hs. 3484,1435). Ein Aufsatz im „Architekt“ lässt sich aber für die fraglichen Jahre nicht finden, so dass der Ehemann wahrscheinlich von dem Buch sprach, das zu diesem Zeitpunkt bereits zum Druck angenommen worden sein musste. Er schrieb seiner Frau nach Wien, wo diese den Herausgeber Dagobert Frey traf. Wieso die Veröffentlichung weitere drei Jahre auf sich warten ließ, lässt sich nicht klären, denn das Archiv des Drei Masken Verlags ist im Zweiten Weltkrieg verbrannt. Wenn Gothein Eindrücke ihrer Reise für das Buch nutzte, dann muss sie aber während ihres Aufenthalts in Indonesien daran gearbeitet haben.

Die Zweiteilung ist ein Hauptmerkmal des Buches und erklärlich durch seine Entstehungsgeschichte. Der erste Teil rekonstruiert Gärten aus antiken

literarischen Zeugnissen. Diese Methode hatte Gothein schon für den griechischen Garten, über den sie 1909 einen Aufsatz veröffentlichte, durchexerziert. Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich mit den Gärten des islamischen Mogulreichs auf dem indischen Kontinent. Diese Zweiteilung in literarischen und realen Garten wurde auch von späteren Forschern akzeptiert. Oscar Reuther, aus dessen Werk „Indische Paläste und Wohnhäuser“ (III.4e) sie viel Bildmaterial entlehnte, veröffentlichte im gleichen Jahr einen Aufsatz über „Indische Gartenkunst“, in dem er ebenfalls literarische Quellen bearbeitet und im zweiten Teil die Mogul-Gärten schildert. Reuther verweist seinerseits auf Gothein bei der Abbildung von Miniaturen der Gärten des Moguls Babur.

Mit der Betrachtung der Gärten der muslimischen Herrscher auf indischem Boden betrat Gothein für die deutschsprachige Forschung Neuland. In England schlug sich das Interesse an der Kultur der Kolonie in tatsächlichen Augenzeugenberichten wie denen von Constance M. Villiers-Stuart, „Gardens of the great Mughals“ (1913) (III.4f) nieder. Als Frau eines britischen Militäranghörigen in Indien hatte sie die Möglichkeit, die Gärten persönlich zu erfahren: „*For a month, every sunrise and sunset found me in*

*these gardens; and among all the sunny days one grey day stands out alone. It had been raining, a sudden sharp burst of the early winter rains. [...] A soft grey bloom of raindrops veiled the grass and clung to the tapering cypress spires, while beyond them, against a background of purple cloud, the Taj, more exquisite than ever, seemed sharply carved in mellow ivory“ (S. 71/72).*

Vielleicht waren es Berichte wie dieser, an denen Gothein sich orientierte, wenn sie bei der Beschreibung der indischen Gärten eigene Anschauung vortäuschte – auch wenn sie statt eines deskriptiven Stils einen wissenschaftlichen Anspruch verfolgte. Sie selbst dürfte ihre fiktiven Augenzeugenberichte jedoch nicht als Täuschung verstanden haben, denn schon für die „Geschichte der Gartenkunst“ hatte sie vielfach historische Gärten, von denen nur noch Bildquellen oder historische Beschreibungen Auskunft gaben, sprachlich zum Leben erweckt. Dazu hatte sie auf historisches und neu zusammengetragenes Bildmaterial zurückgegriffen, von dem sie auch für ihre „Indischen Gärten“ viel profitierte. Erst 1921 bis 1922 waren mehrere Bild- und Textbände über „Indische Baukunst“ von Emanuel LaRoche veröffentlicht worden.

Ganz abgesehen von der Frage, wie Gothein die anschauliche Beschreibung der Gärten bewerkstelligte, bewertet die moderne Gartenkunstgeschichte Gotheins Buch als Pionierarbeit auf dem Gebiet des indischen Gartens: Joachim Wolschke-Bulmahn nennt das Buch „one of the first substantial German publications on the subject.“ (S. 20).

Karin Seeber

Lit.: GOTHEIN, Tagebuch 1, Bl. 97 passim; KAYSER 1932; LAROCHE 1921–1922; REUTHER 1926; SCHUMACHER 2000; WESCOAT / WOLSCHKE-BULMAHN 1994; Heinrich ZIMMER: „Marie Luise Gotheins Weg zur Weisheit des Ostens“, in: GOTHEIN, Briefe und Tagebücher, S. 323–326.

### III.5

(Abb. 42)

#### „Unerschöpflicher Genuss“ – die Veröffentlichungen der Fernostreise

a) Marie Luise Gothein: Notizen: „Japan“, undatiert

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3492,18 (☞)

b) Marie Luise Gothein: Notizen: „III. Wajang Poerwa“, undatiert

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3492,4 (☞)

c) Marie Luise Gothein: Vom Malaiischen „Adat“-Haus, in: Wilhelm Worringer (Hrsg): Festschrift zum sechzigsten Geburtstag von Paul Clemen; 31. Oktober 1926, Bonn: Cohen, 1926, S. 72–83  
UB Heidelberg, C 4861-3 Folio (☞)

d) Marie Luise Gothein: Die Stadtanlage von Peking. Ihre historisch-philosophische Entwicklung, Augsburg: Dr. Benno Filser Verlag, 1929  
UB Heidelberg, 2013 D 758 RES (☞)

e) Ernst Boerschmann: Baukunst und Landschaft in China. Eine Reise durch zwölf Provinzen, Berlin: Wasmuth, 1923

UB Heidelberg, A 5269-24-75 Folio

f) Marie Luise Gothein: Aus Sutschaus Steingärten, in: Gartenschönheit. Illustriertes Gartenmagazin für den Garten- und Blumenfreund, Liebhaber u. Fachmann, 8 (1927), S. 155–157

UB Heidelberg, ZST 4720 C RES::8.1927 (☞)

Am Ende ihres Lebens entwickelte Marie Luise Gothein eine ruhelose Geschäftigkeit, um die Eindrücke und Forschungen ihrer Fernostreise zu publizieren. Am 21. Juni 1931, sechs Monate vor ihrem Tod, schrieb sie an Edgar Salin, den ehemaligen Assistenten ihres Mannes, der ihr vor allem bei der Drucklegung der revidierten zweiten Auflage der „Geschichte der Gartenkunst“ geholfen hatte, dass sie noch einen längeren Aufsatz über Sir Stamford Raffles, den britischen Gouverneur in Südostasien und Gründer Singapurs, in der Schublade habe. In ihrem Aufsatz „Vom Malaiischen ‚Adat‘-Haus“ von 1926 behält sie sich eine „Sonderstudie“ (S. 73) über die kulturelle Entwicklung Javas vor. Doch es gibt weder die eine noch die andere Publikation.

In ihrem Nachlass in der Universitätsbibliothek Heidelberg findet sich ein umfangreiches Konvolut von Gotheins Fernostreise. Notizhefte, die sie an den Orten ihrer Reisen gekauft und beschrieben hat (III.5a) und lose Blätter zeugen von dem großen Interessensspektrum, mit dem sie sich der Geschichte, Kunst und Kultur Südostasiens, Chinas und Japans genähert hat. Einige Hefte enthalten Exzerpte Gotheins zu der von ihr gelesenen Forschungsliteratur, wie zum Beispiel das

Heft mit dem Titel „Java verschiedene Aufsätze“ (Heid. Hs. 3492,8), das auch ein ausführliches Exposé einer Geschichte Javas enthält. Andere Hefte halten Eindrücke von Tempelbesuchen fest wie zum Beispiel Heid. Hs. 3492,9 (siehe III.4), wieder andere enthalten bereits ausformulierte Aufsatzentwürfe. Der erwähnte Text über Raffles findet sich unter den Blättern zur Geschichte Javas (Heid. Hs. 3492,6); darin wird Raffles als weitsichtiger Stratege und Kulminationspunkt der Kolonialgeschichte präsentiert.

In den drei Heften, die der Geschichte Javas gewidmet sind, zeigt sich, welche Interessen Gothein bei ihren Forschungen verfolgte und welche Probleme sich daraus für ihre Veröffentlichungen ergaben. Sie näherte sich der ostasiatischen Kultur mit einem weit gefassten Erkenntnisinteresse und ließ sich – wie bei den Gegenständen ihrer Forschungen im westlichen Kulturkreis – von einem Thema zum nächsten leiten. Da sie sich zuvor mit Shakespeares und – im Zuge ihres Sanskritstudiums – mit indischen Dramen befasst hatte, suchte sie in Südostasien ein Forschungspendant im javanischen Schattenspiel. Dafür arbeitete sie sich zunächst in die Geschichte Javas von den frühesten Anfängen an ein – und entwickelte dabei quasi nebenbei die Faszination für die Person Raffles'. Immer wieder suchte sie allgemeine Parallelen zwischen der asiatischen und europäischen Kultur, so leitet sie ein Aufsatzfragment über das Schattenspiel (III.5b) mit folgendem Horizont ein:

„Es ist die Bestimmung einiger weniger Völker der Erde gewesen eine Kultur zu schaffen, die den Keim der Ausbreitung und Befruchtung weit über die eigene Volksart hinaus in sich tragen. So ist das griechische das Schicksalsvolk für Europa [...] geworden, so China für Ostasien, das Dreistromland für Westasien und Vorderindien für den ganzen Süden dieses Erdteils.“ (Bl. 3r). „Eine besonders eigenartige Erscheinungen [sic] solch eines Fremdeinflusses ist das Volk der Javanen, das die südlichste der grossen Sundrainseln bildet.“ (Bl. 5r)

In ihrem Aufsatz „Vom Malaiischen ‚Adat-Haus‘ von 1926 (III.5c) findet sich wiederum ein sinnfälliger Zusammenhang zwischen malaiischer und europäischer Kultur. In dieser Studie

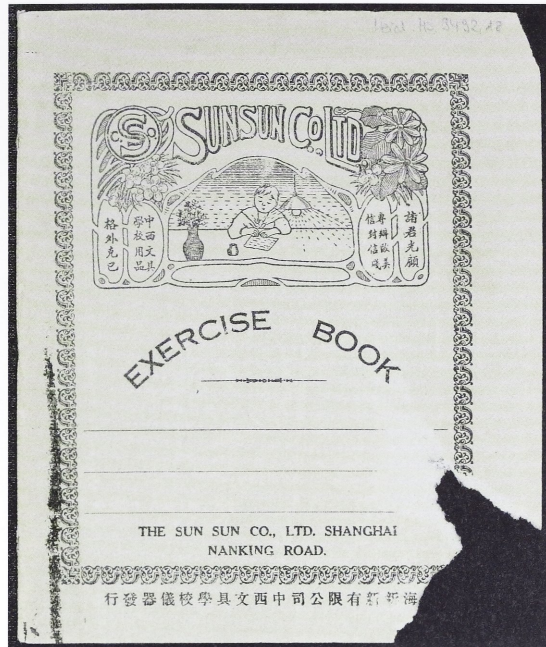


Abb. 42

Umschlag eines Notizheftes, das Gothein in China kaufte (Kat.Nr. III.5a)

möchte Gothein „nur an ein paar Beispielen den innigen Zusammenhang zwischen adat-Haus und Volksleben schildern“ (S. 73): Sie beschreibt die kultischen Handlungen, die mit dem Hausbau bestimmter Stämme einhergehen, die Funktion und Ausschmückung der Gebäude. Für das Volk der Niaser, die auf einer Insel vor Sumatra lebten, stellt sie fest, dass diese die „ganz fremde Kunst“ des Treppenbaus beherrschten:

„Besonders im Süden führen sehr häufig zuerst sehr steile Treppen mit ebenen Absätzen dazwischen empor, zuletzt aber eine in die breite Mauer oder den Steinwall hineingeschnittene sehr breite und bequeme Treppe, deren Wangen zugleich die Mauer stützend mit Bildhauerarbeit verziert ist [sic], während das die Stufen begleitende Steinband in breite Voluten ausläuft oder sonst ein Bildwerk zeigt.“ (beide S. 78)

Damit verbindet Gothein das vor Ort gesehene Motiv mit dem zentralen Element ihrer Teleologie des europäischen Gartens. In der „Geschichte der Gartenkunst“ stellt sie den italienischen Renaissancegarten mit seiner Fähigkeit, Haus und Garten durch Treppenanlagen zu verbinden, als Ideal dar. Es zeigt sich hier, dass Gothein auch die

ihr fremde Kultur durch die Brille ihrer etablierten Leitmotive sah. Die Frage nach der Treppe als verbindendes Element von Haus und Umgebung zieht sich durch viele Kapitel ihrer „Gartenkunst“, etwa das vom griechischen Garten oder auch bei Einzeldarstellungen wie dem Heidelberger Schlossgarten (siehe IV.5), so fiel es ihr auch für die kleine Insel Nias als sinnfällig auf.

„Die Stadtanlage von Peking. Ihre historisch-philosophische Entwicklung“ (III.5d) ist das Ergebnis von Gotheins Besuch des Himmelstempels und der Verbotenen Stadt in Chinas ehemaliger Hauptstadt – denn als der Text veröffentlicht wurde, hatte Chiang Kai-shek bereits Nanjing (Nanking) zur chinesischen Kapitale gemacht. Die unruhige politische Situation in China erwähnt Gothein in einer Fußnote und am Schluss des Aufsatzes mit der bängigen Frage nach der Zukunft des Landes. Mit der turbulenten politischen Situation mussten sich auch andere Chinareisende auseinandersetzen, auf die auch Gothein verweist, wie etwa die in Peking aufgewachsene Engländerin Juliet Bredon, die ein Buch über die Stadt schrieb, und der deutsche Sinologe Ernst Börschmann, der in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts umfangreiches Bildmaterial über chinesische Architektur zusammengetragen hatte (III.5e).

Ihrem Text ist leicht zu entnehmen, warum sie sich gerade mit diesem städtebaulichen Thema beschäftigte. Sie bewundert die „wundervolle Strenge“ (S. 15) der Axialität des ganzen Komplexes. Auch hier ist ein Fingerzeig zu sehen auf die architektonischen Kleinode Europas, wie Gothein sie sah: die Ordnung eines Baukomplexes und seiner Gärten unter eine Hauptachse, wie es wiederum die italienische Renaissance in Vollendung präsentiert.

An ihrem chinesischen Thema faszinierte Gothein aber noch ein weiterer Aspekt: die Verbundenheit des architektonischen Gedankens mit dem mythischen Gedankengut des Volkes; sie leitet ihren Aufsatz mit Bemerkungen über die ideale Beschaffenheit des Bauortes, „Feng Shui“, und die kosmischen Gegensätze von „jang“ und „jin“ (beide S. 9) ein. Diese Begeisterung für mythische Zusammenhänge und eine übergeordnete Symbolik verdankt Gothein wahrscheinlich dem Heidelberger Indologen Heinrich Zimmer,

unter dessen Anleitung sie in den 20er Jahren Sanskrit lernte.

Gothein vermischt in ihren Forschungsnotizen historische, anthropologische, kulturgeschichtliche, kunsthistorische und philologische Fragestellungen, sie nähert sich den fremden Kulturen – und bewertet diese – von einem westlichen Standpunkt aus, ohne ihre eigene Methode kritisch zu hinterfragen. Damit bewegt Gothein sich jedoch durchaus im zeitgenössischen Professionalisierungshorizont der orientalistischen Disziplinen, etwa der Sinologie.

In dem Sammelband aus Gotheins Tagebüchern und Schriften, den ihr Sohn Werner nach ihrem Tod zusammenstellte, findet sich ein Text Zimmers, der „Marie Luise Gotheins Weg zur Weisheit des Ostens“ als „*unerschöpflichen Genuss*“ (S. 326) bezeichnet, aus dem sie aber wenig für ihre publizistische Arbeit hatte schöpfen können: „*es war diese ideale Aufgeschlossenheit für alle Denkmale menschlichen Seins [...], die ein schönes und bezeichnendes Missverhältnis schuf zwischen den Stoff- und Wissensmassen, die sie im Osten anzogen und bewegten, und dem Bruchteil, den sie daraus gestaltete*“ (S. 325). Zimmer bezieht sich vor allem auf Gotheins Studium der altindischen Sprache, das in der Tat nicht in eine Publikation mündete. Die Eindrücke ihrer Reise verarbeitete sie jedoch effizient, auch auf ihrem angestammten Gebiet, der Gartenkunst. Sie berichtet von der „Chysanthemum-Ausstellung“ in Tokio, dem „Hundert Blumen-Garten“ in Tokio und „Aus Sutschaus Steingärten“ (III.5f), die sie auf ihrem Zwischenhalt von Shanghai aus gesehen hatte.

Gothein ‚gestaltete‘ aus den Erfahrungen ihrer zirka eineinhalb Jahre dauernden Reise fünf Veröffentlichungen und eine Rezension – eine Leistung, die nicht als „Bruchteil“ zu bewerten, sondern Ausdruck ihrer bis zum Lebensende andauernden wissenschaftlichen Wachheit und Schaffenskraft ist.

Karin Seeber

Lit.: BREDON 1931; Marie Luise GOTHEIN: Brief an Edgar Salin, ‚Heidelberg d. 21.6.31‘, in: Nachlass Salin, Fa 3300; GOTHEIN, Briefe und Tagebücher; GOTHEIN, GdG I, S. 73; GdG II, S. 118; GOTHEIN 1928; GOTHEIN 1929; MARCHAND 2009, bes. S. 371–377, 476–487; TURNBULL 2004.

### III.6

(Abb. 43, 44)

„Wir wollen uns in unserer Verschiedenheit verstehen lernen“ – die Biographie über Eberhard Gothein

a) Marie Luise Gothein: Eberhard Gothein. Ein Lebensbild. Seinen Briefen nacherzählt, Stuttgart: Kohlhammer, 1931

UB Heidelberg, F 6793-6 RES (☞)

b) Marianne Weber: Max Weber. Ein Lebensbild, Tübingen: Mohr, 1926

UB Heidelberg, F 7550-15

c) Konvolut mit Rezensionen zu Marie Luise Gotheins Biographie über Eberhard Gothein, 1930/1931

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3493

d) Photographie: Eberhard Gothein im Kreis seiner Familie und Freunde, undatiert

Privatbesitz (☞)

Die Biographie über ihren Ehemann, „Eberhard Gothein. Ein Lebensbild“ (III.6a), gab 1931 den Ausschlag, Marie Luise Gothein den Ehrendokortitel der Universität Heidelberg zu verleihen (siehe II.9). In den Akten der Philosophischen Fakultät aus diesem Jahr heißt es:

„Einen Anlass, gleichzeitig eine weitere Begründung für unsern Antrag giebt uns die eben erschienene Lebensbeschreibung ihres Mannes aus ihrer Feder. Sie ist von so viel Distanziertheit u. gestaltender Kraft in der Darstellung dieses ausgedehnten + vielseitigen Gelehrten-daseins, dass sie schon rein als schriftstellerische Leistung hohen Rang hat.“ (Bl. 110r)

Die Publikation gestaltete sich aber durchaus schwierig. In Briefen an den ehemaligen Assistenten ihres Mannes, Edgar Salin, schrieb Gothein von der Verlegersuche und fand Gegenargumente für die Einwände verschiedener Personen, unter anderem von Salin selbst. Dieser schlug ihr vor, ihr Manuskript zu versiegeln mit der Bestimmung, es erst 1950 veröffentlichen zu lassen, weil seiner Ansicht nach zu viele wichtige Aspekte verschwiegen würden, etwa das Verhältnis zu Max und Alfred Weber. Gothein hielt dagegen, dass angesichts der aktuellen Verhältnisse niemand wisse, ob eine Publikation in Deutschland im Jahr 1950 überhaupt möglich sei.

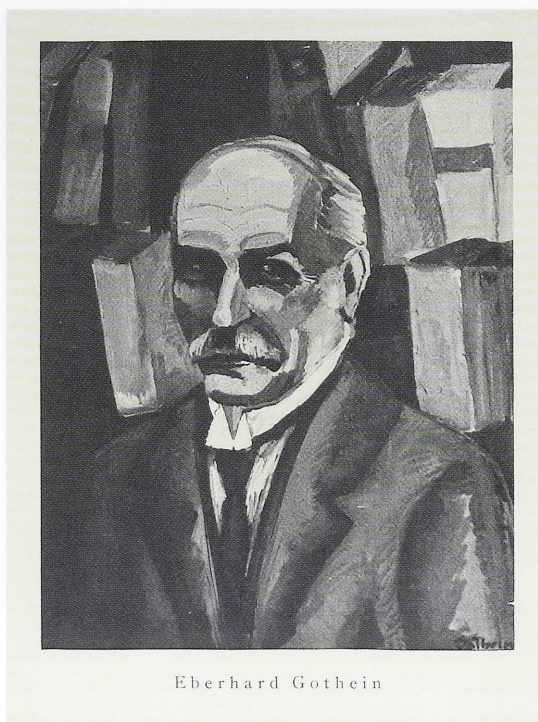


Abb. 43

Das Porträt Eberhard Gotheins, gemalt von seinem Sohn Werner, ziert das Frontispiz zu dessen Biographie, die seine Frau 1931 veröffentlichte (Kat.Nr. III.6a)

Mit der ihr eigenen Hartnäckigkeit veröffentlichte sie das Buch letztlich ohne fremde Hilfe. Über die Kontakte des Ehepaars Gothein zu Max und Alfred Weber schreibt sie an mehreren Stellen nur positiv und betont: „Es bedarf keiner Worte, wie sehr wir beide Max Weber bewunderten [...]“ (S. 149). Marianne Weber jedoch, die Ehefrau von Max, wird mit keinem Wort erwähnt, was an einer gewissen gegenseitigen Antipathie beider Frauen liegen mag. Diese scheint in privaten Briefen mehr oder weniger latent auf, wie in einem Brief Gotheins an ihren Mann von 1912 (Heid. Hs. 3487,378) oder an Edgar Salin von 1926, in dem sie mutmaßt: „[...] ob sie [Marianne Weber] wohl an das tiefe Grundproblem dieses merkwürdigen und bedeutenden Mannes gerührt hat? Aber das kann wohl kein ihm so nahe stehender Mensch, der so ganz in seinem Schatten und in seiner Sonne sich entfaltet hat [...]“.

Gothein bezieht sich auf Marianne Webers Biographie über ihren Mann. Diese hatte fünf Jahre früher – Max Weber war 1920 gestorben – eine Biographie mit dem Titel „Max Weber. Ein Le-





Abb. 44

Geselligkeit im Hause Gothein nach dem 1. Weltkrieg; Eberhard Gothein im Zentrum, Marie Luise links kniend (Kat.Nr. III.6d)

bensbild“ (III.6b) veröffentlicht; Gothein fügte ihrem „Lebensbild“ noch den Zusatz „Seinen Briefen nacherzählt“ bei. Damit ist der Hauptunterschied angesprochen: Auch Marianne Weber stützt sich auf Briefe – auch von Weggefahrten – Webers, jedoch ist ihr analysierender und ordnender Anteil größer als bei Gothein, die ausschließlich den verstorbenen Mann in seinen Briefen zu Wort kommen lässt und einen erzählerischen Ton wählt. Gothein hält sich, ebenso wie Weber, zurück mit Urteilen über das Verhältnis zwischen den Gelehrten, was Salin offensichtlich störte. Ein Brief aus Gotheins Krisenjahr 1917 erhellt das Mysterium der ‚Weber-Gothein-Konkurrenz‘:

„Wie einsam ist es doch geworden ich sehne mich so danach wieder einen nahen Menschen zu haben, dem man sich doch einmal aussprechen kann. Morgen Nachmittag gehe ich zu Webers, freue mich ganz darauf, nur ist ja auch das Verhältnis zu denen nur ein fernes [...]“ (Heid. Hs. 3487,489)

Die Kritik hat die Bücher beider Frauen positiv aufgenommen. Ein „biographisches Meisterstück“ (S. 138) nennt der Tübinger Volkswirt Hero Moeller Webers Biographie. Im Nachlass Go-

thein der UB Heidelberg findet sich eine ganze Mappe mit gesammelten Rezensionen zu Gotheins „Lebensbild“ (III.6c). Ein Ausschnitt aus der Tagespresse, dessen Herkunft nicht mehr nachvollziehbar ist, bezeichnet es als „unvergleichlich schönes, werthvolles Buch, das den Leser völlig in seinen Bann zwingt“.

Auf den zentralen Unterschied in Bezug auf die Rezeption beider Bücher weist der Nationalökonom Wilhelm Stieda in seiner Besprechung von Gotheins Buch hin: „So entrollt das Buch, wenn man von den leichten Übertreibungen absieht, die ihn höher stellen als er bei allen anregenden und wertvollen Leistungen im Grunde verdient, ein ansprechendes Bild von einem Gelehrten, dem niemand seine Hochachtung versagen wird“ (S. 170). Eberhard Gothein war kein Max Weber, er erarbeitete keine eigene Theorie und begründete keine Schule. Eine gewisse Tragik seines Lebens bestand darin, dass ihm eine immer erstrebte Geschichtsprüfung verweigert wurde und er als Professor für Nationalökonomie weniger „geistig“ arbeiten konnte – wie es seine Frau in ihrer Biographie formuliert (S. 67). Gothein wurde als beeindruckend gebildeter Universalgelehrter geschätzt, seine Stärke war die Mäeutik, wie er sie im Gespräch

mit seinen Studenten und Kollegen entfaltete. „Gothein ist entschieden unser immer mehr angestaunter Polyhistor“ (nach MAURER 2007, S. 232) schrieb Albrecht Dieterich am 6. März 1905 über Gotheins Rolle in einem Heidelberger Akademiker-Gesprächskreis. Daher erfuhr seine Biographie auch einige Jahre nach seinem Tod eine solche Resonanz.

Heute stellt das Buch jedoch hauptsächlich eine historische Quelle über das Bildungsbürgertum des wilhelminischen Zeitalters und die Beziehungen der Akademiker in Gotheins Wirkungsstätten Karlsruhe, Bonn und Heidelberg dar. Darüber hinaus ist es aber auch ein Schlüssel zum Selbstverständnis Marie Luise Gotheins. Grundsätzlich stellt sie sich zurück und lässt hauptsächlich ihren Mann in seinen Briefen zu Wort kommen. An einigen Stellen tritt sie jedoch in den Vordergrund, vor allem wenn es darum geht, ihren Anteil an der geistigen Symbiose der Partnerschaft zu belegen. So stilisiert sie beispielsweise eine Anekdote aus der Kindheit zum Bildungsmythos der Ehepartner:

„Der kleine Knabe sucht eifrig im heimischen Wald nach den Quellen des Nil. Von dem kleinen Mädchen erzählt eine frühe Geschichte, daß es einst vermißt, nach Stunden ängstlichen Suchens weit entfernt vom Heimatsort gefunden wurde, und nun beichtete, daß es dem Bach immer nachgelaufen war, weil es hätte sehen wollen, wo er mündet [...].“ (S. 184/185)

Vor allem bei der Beschreibung der Kontakte zum George-Kreis rückt ihre rundum positive

Perspektive in den Vordergrund. Sie beschreibt die Treffen mit Friedrich Gundolf und Stefan George primär aus ihrer Sicht – sie bezeichnet beispielsweise Vorträge Gundolfs im privaten Zirkel als „Opferfeier“ (S. 199). Es kommt zwar hauptsächlich Gotheins Lob für Gundolfs und Georges Werke, zitiert aus seinen Briefen, zur Sprache, die Gattin spart jedoch bei dieser Darstellung der mystisch-erhabenen Freundschaft jegliche Kritik oder Profanisierung aus, wie sie in manchen Briefen Eberhards durchaus vorkommt (etwa Heid. Hs. 3484,1432). Letztlich beansprucht sie so mit ihrer Biographie, die acht Jahre nach dem Tod des Ehemanns veröffentlicht wurde, die Deutungshoheit über sein Leben – und damit ihres eigenen an seiner Seite.

Ein Photo aus den letzten Lebensjahren Eberhard Gotheins kann so als Bild für beider Beziehung interpretiert werden: Er sitzt im Zentrum des Bildes, um ihn gruppiert ist die Generation der Kinder mit seinem Sohn Percy direkt hinter ihm und seiner (zukünftigen) Schwiegertochter links außen. Selbstverständlich reiht sich die Gattin in diesen Kreis ein, sie kniet zwar links neben dem Gatten; durch das betonte Aufstützen der Hand – die eine Zigarette hält – auf seinem Knie, wird jedoch sie zum Kulminationspunkt des Bildaufbaus (III.6d).

Karin Seeber

Lit.: Marie Luise GOTHEIN: Brief an Edgar Salin, „Banjoemas d. 2.5.26.“, in: Nachlass Salin, Fa 3280; MAURER 1999, S. 141–143; MAURER 2007; Edgar SALIN: Brief an Marie Luise Gothein; „Basel 5. Februar 1930. Hardstrasse 110.“, in: Nachlass Salin, Fb 1056; UA HEIDELBERG, Akten, fol. 109–110.